

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 15

Artikel: Im Föhnsturm auf dem Urnersee
Autor: Meyer, Luise
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669467>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Föhnturm auf dem Urnersee.

Von Luise Meier v. Schauensee.

„Die weißen Schäfchen, die weißen Schäfchen!
Seht ihr sie dort auf dem äußern See?“

Wie eine Schreckensbotschaft drang der Ruf des alten Schiffers zu den Ohren seiner Kameraden. Was sie befürchtet, war geschehen, der Föhn hatte die Bise in die Tiefe getrieben, und dieser also niedergedrückte Wind wird meistens zum Sturm, der dann mit verdoppelter Kraft über den Talgrund des Sees daherrast. Solche Stürme sind der Schrecken der See- und Berggegenden, und wer den Vierwaldstättersee in seiner Ruhe, bei friedlichen, klaren Tagen gesehen, wer seine wechselnden, wilden und wieder so lachenden Gestade bewundert, mag auch einen Blick auf jene verwüsteten Ufergehänge richten, wo ganze Reihen Bäume, vom Sturm gemäht, darniederliegen, und mag bedenken, wie manch Menschenherz dabei erzittert, wie manch Leben auf dem Spiel gestanden!

Unsere Schiffer kannten gar wohl alle Gefahren eines solchen Sturmes. Sie sahen die „weißen Schäflein“ von dem Seearm, der sich Brunnen gegenüber öffnet, in wilder Eile heranbrausen und waren überzeugt, daß in weniger als einer Viertelstunde die zwei Winde sich begegnen würden; aber noch hoffsten sie Brunnen zu erreichen, ehe die Bise sie eingeholt. Noch einmal tönte das „Vorwärts in Gottes Namen!“ und wieder fielen die Ruder ins Wasser, und das Schiff flog über die Wellen. Doch nach kaum sieben Minuten, da, als es auf der Höhe des Sees angelangt, schwankte plötzlich das Segel auf die andere Seite, schlug dann gegen den Segelbaum, und die Sekunde hernach hing es schlaff und unbeweglich herab.

Eine plötzliche Windstille war eingetreten, bange, atemlos. Statt der heißen Luft strich es kühler über die Gesichter der Schiffsleute; ob ihren Häuptern, droben in der Höhe, hatte der Kampf zwischen den zwei feindlichen Winden bereits begonnen. Da toste und raste es über die Felsen und Wälder dahin; man hörte die Bäume knicken, und ein Echo gab's hundertfach, das wie schwerer Kanonendonner durch die Berge hallte. Nach der ersten Sekunde hingen Schreckens ermannten sich die Schiffsleute.

„Auf, Jungen!“ befahl der Seelisberger, „jetzt gilt's Ernst. Herunter mit dem Segel! Greift an! — So — und jetzt den Segelbaum niederlassen; denn alles ist jetzt nichts mehr nutz.“

Wie im Fluge wurde den Befehlen des Alten Folge geleistet; er selber legte Hand an mit jugendlicher Kraft.

„Jetzt sehe ich jeden vor, was er zu seiner Rettung brauchen könnte, falls uns was Menschliches begegnet. Vor allem aber betet ein kräftig Vaterunser, Burschen, das hilft in Not und Tod!“

Gebhard hatte sich über seinen Knaben gebeugt, ihn leidenschaftlich an sich drückend.

Wie der Segelbaum niedergelegt, stürmte die Bise auch schon in einzelnen Windstößen daher. Mit Wucht peitschte sie die Wellen und trieb diese über die breiten Grundwellen, die der Föhn aufgewühlt, zurück. Da gab's eine Brandung wie auf dem Meere. Die friedlichen Schäflein aus der Ferne waren längst zu heulenden und tobenden Wasserbergen geworden, die, wenn das Schiff in die Vertiefungen der Grundwellen geriet, darüber hinstürzten und es zu begraben schienen. Vergebens bot die Schiffsmannschaft alle Kräfte auf; mit jedem Ruderschlage wuchs der Sturm und trieb das Schiff dem jenseitigen Ufer zu.

„Jetzt geht's ans Leben!“ sprach da endlich der Seelisberger. „Landungsplatz ist keiner weit und breit. Unser Nauen füllt sich mit Wasser, und dort drüben dräut der Mythenstein, als müßten wir an ihm zerschellen. Macht Reu und Leid, Burschen, es ist an der Zeit.“

Unterdeßn hatten sich drüben am Gestade von Brunnen Schiffsleute und anderes Volk gesammelt. Vom Nauen aus konnte man deutlich die Bewegung sehen, die unter der Menge herrschte.

„Binden sie nicht drüben ein Schiff los?“ fragt der Alte.

„Ja“, entgegnete Jündergand, „und das größte.“

„Daran tun sie wahrhaftig gut!“ meinte der Karli.

„Jetzt ziehen sie die Segel auf, sie kommen uns zu Hilfe!“

„Werden's nicht besser haben als wir!“ murkte der Seelisberger.

Zimmer drohender ragte der Mythenstein, jener einsame, graue Felsenturm, kaum einige Pfister vom jenseitigen Ufer entfernt, aus den brandenden Wassern empor, und immer heftiger und unregelmäßiger wurden die Windstöße. Große Fichten- und Tannenstämmen kamen mit den Wellen hergerollt, und der Wind



Weggis: Föhntimmung.

Phot. Schneider, Weggis.

spielte mit ihnen, wie mit Spänen. Gebhard hatte seinen Knaben losgebunden; denn wie lange das Schiff widerstehen würde, wußte man nicht. Im Herzen des Kleinen hatte die Angst allgemach überhand genommen, und wie er so die Knie des Vaters immer enger umklammerte, konnte ihm Gebhard den wachsenden Schreck nachfühlen, und auch er hätte seine Qual ausschreien mögen mit den Naturgewalten um die Wette.

„Der Fichtenstamm!“ hallte es plötzlich wie aus einem Munde. „Indergand, jetzt tu' Übermenschliches, sonst ist's vorbei mit uns!“ schrie der Seelisberger. „Herrgott, sei unsren Seelen gnädig!“

Indergand holte weit aus, dem Schiffe eine rasche Wendung zu geben. Jede Muskel seines Körpers dehnte sich in übermäßigiger Anstrengung; aber wie ein Pfeil schoß der riesige Stamm daher. Das Steuerruder brach krachend entzwei, und widerstandslos stürzte Gebhard vorwärts in das Schiff hinein. Da faßten Sturm und Wellen das steuerlose Schiff, trieben es rasch herum, und ehe der Steuermann sich wieder aufgerafft, schlug ein Wasserberg an die Seite des Nauen, hob ihn hoch empor

auf seinen Rücken und schleuderte ihn wieder in die Tiefe. Ein kurzer und gellender Angstruf ringt sich durch das Heulen des Sturmes zum Himmel empor, dann ist der Nauen versunken und über ihn spülen die Wellen dahin.

Bald jedoch zeigte sich der Rücken des umgeworfenen Schiffes wieder über dem Wasser. Bei nahe gleichzeitig tauchte Gebhard empor, seinen ohnmächtigen Knaben im Arme haltend. Beende schwamm er dem Schiffe zu, und es gelang ihm nach wiederholter Anstrengung, sich mit dem Knaben auf den Rücken des Nauen zu schwingen. Jetzt galt es aber, sich auf diesem glatten Boden festzuhalten. Mühsam bohrte Indergand die Nägel der einen Hand in die Risse und Spalten, die er erreichen konnte, und klammerte sich fest, während er mit dem andern Arm seinen Knaben umschlossen hielt. Raum der ersten Gefahr entronnen, beugte sich Gebhard über den Kleinen. — Lebte er noch, oder war ihm der Atem ausgegangen? Nein, in leisen Schlägen begann es wieder in seiner Brust zu pochen, und seine Wimpern blinzelten wie im Erwachen. Gebhard atmete tief auf. Einen Augenblick vergaß er die innere Qual und den Sturm und die Gefahr. Dann, nach allen Sei-

ten ausspähend, suchten seine Augen nach den verunglücten Gefährten. Weit draußen entdeckte er die beiden jungen Burschen, die, an den Segelbaum sich klammernd, auf den Wellen umhertrieben. Das Schiff von Brunnen hatte sich ihnen schon bedeutend genähert, so daß ihnen baldige Rettung in Aussicht stand. Über der Seelisberger Karli? wo war der? Angstvoll schweiften Gebhards Blicke über den See. Endlich, endlich tauchte auch der Kopf des Alten über dem Wasser empor.

„Hierher, Karli, hierher!“ rief Indergand mit aller Kraft seiner Stimme. Der Alte horchte auf. Sein Mut schien sich zu beleben, und mit erneuter Anstrengung schwamm er dem Schiffe zu, wo er gleich seinem Gefährten ein Blättchen fand, freilich nur ein sehr unsicheres; denn jede neue Woge, die daherrollte, drohte die Unglücklichen wegzureißen. Ihre einzige Hoffnung war das Schiff da draußen, das sich mutig durcharbeitete. Schon hatte es die beiden Burschen aufgenommen, und dem Notrufe der Verunglücten war mit einem Sturm und Wellen übertönenden „Hurra!“ geantwortet worden. Gebhards ganze Seele schien an dem schwankenden Fahrzeug zu hängen. Er blickte hinüber so sehnfützig, so vertrauensvoll und wieder so dunkelglühend, so verstört. Wäh-

renddem richtete der Alte seine Augen auf den Seelisberg. Von hier aus konnte man die Kapelle nicht sehen; aber hin und wieder, wenn der Wind sich auf einen Augenblick legte, dann war's, als zitterte ein leiser Glockenton des Abendsegens durch die Lüfte. Der Seelisberger horchte hinüber. Es war heimliche Verklärung, was sein altes, gefürchtes Gesicht überschimmerte.

„Ave Maria!“ rief er mit lauter Stimme, so daß es wie Jubel durch das Sturmgeheul klang. „Hörst du? sie läuteten uns da oben unsere Sterbeglocke.“

„Gott hilft, er muß helfen,“ entgegnete Indergand, und durch sein Auge blitzte es wild. „Faß mich da beim Arm, Karli, wenn du's nimmer aushältst.“

„Halt's schon eine Weile aus,“ meinte der Alte, „und muß ich dran, je nun, fürchten tu' ich den Tod nicht.“

Wie er noch redet, türmt sich drüber das Wasser, und schon ist die Woge da und fegt mit rasender Eile über den Schiffsrücken. Den Seelisberger hat es weggerissen. Eine Sekunde noch ragt sein Arm über dem Wasser empor und greift zuckend in die Lüfte. Gebhard sieht's. Im jähnen Schreck langt er nach ihm, da hat's auch ihn erfaßt und weggespült. Und vor seinen Sinnen wird es dunkle Nacht. —

Niklaus von der Flüe an der Tagsatzung von Stans.

Und sieh, da schreitet er, der fern geschwiegen, hin durch den Saal, und sein erhabnes Schreiten ist eines Weisen Schritt nach stillen Siegen, ist eines Sämanns Gang durch Ackerbreiten, ist Gottes großer Gang im Weh'n der Zeiten. Und als nun ob den Ackern, hell geweitet, die ewigen Augen kündeten und brannten, wie Sonne brennt und kündet und bereitet, zerbrach die Scholle, brach der Haßgebannten versteintes Herz: Die Zweifelnden erkannten.

Der Weise sprach. Des Wortes Körner sanken in aufgebrochne Herzen tiefe Schründe, und darüber tauten segnende Gedanken.

Und Tau und Sonne lockerten die Gründe, und jedes Wort schwoll auf in reifer Ründe.

Und steht wie Moses auf des Berges Stufen, ein Wächter ob der großen Zukunft Garten, und ist bei allen, die ein Rühnes schufen... es treibt sein Geist in aller Kinder Fahrten, es lebt sein Wort in allen Gegenwartn.

Zu allen kam das Wort des Wundersamen, doch wars in allen wie ein großes Staunen. Und jedes Herz fing andern Tones Samen. Dem einen klang's wie heilige Posaunen, dem andern schien's ein rätselhaftes Raunen. Und herrlich keimten noch zur selben Stunde in jedem Auge grüner Hoffnung Saaten. Und jeder Mund bereitete die Kunde mit neuen Worten, nie gedachtem Raten, und alle Hände zitterten nach Taten. Doch seltsam: Keines Menschen Auge schaute, wohin er ging, wann sein Gewand entwehte. Das Volk im Lande rätselte und graute. Und alle wußten: Aus den Himmeln säete der Heil'ge seine ewigen Gebete.

Alfred Fankhauser.